

Sprache – Macht – Geschlecht

Sprache, Macht und Geschlecht hängen zweifach zusammen. Sprache macht Geschlecht – vergessen wir nicht, dass Macht mit "vermögen" und "machen" zu tun hat – und Sprache konstituiert Machtbeziehungen zwischen den Geschlechtern mit. Mit beidem befasst sich die Sprachwissenschaft seit den 1970er Jahren.

I Martin Reisigl*

Die im Titel genannten Konzepte – Sprache, Macht, Geschlecht – lassen sich auf zwei Arten verknüpfen. Zum einen ist unzweifelhaft, dass Sprache Geschlecht macht, dass über den Gebrauch von Sprache soziales Geschlecht entscheidend (mit)konstituiert wird und dass darüber hinaus selbst die Definition des biologischen Geschlechts sprach- bzw. zeichenabhängig ist, weshalb Theoretiker_innen wie Judith Butler (1991) auch das biologische Geschlecht als Kategorie ansehen, die aus soziokulturellen Interpretationen des Körperlichen hervorgeht. Zum anderen ist klar, dass Machtverhältnisse zwischen Geschlechtern sprachlich errichtet, reproduziert und in Frage gestellt werden. Der ersten These liegt eine sozialkonstruktivistische Sicht zugrunde, der zweiten eine machtheoretische. Beide Thesen schliessen sich keineswegs aus. Sie verbinden sich da, wo die Machbarkeit und historische Veränderbarkeit von Macht- und Geschlechterordnungen in den Blick kommt.

Was ist Macht?

"Macht" ist ein relationales Konzept, das mit sozialen Asymmetrien zu tun hat. Das Konzept bezieht sich nicht nur auf "jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht" (Weber 1980, 28f.). Macht hat über Webers Begriffsbestimmung hinaus auch mit der Möglichkeit zu tun, den eigenen Willen, die eigenen Interessen und die eigenen Vor- und Einstellungen zum Wollen, Denken und Fühlen von anderen zu machen, also eine Übernahme des Eigenen in das Andere zu bewirken – durch datensetzende, autoritative, instrumentelle oder (gewaltförmige) Aktionsmacht (Popitz 1992). Dies gilt auch für die Vorstellungen von Geschlecht(er)verhältnissen, für die Einstellungen gegenüber Geschlecht(er)beziehungen) und für die mit dem Geschlecht verbundenen Verhaltensdispositionen. Geschlecht als sozialisatorisch 'gemachten' Habitus erwerben wir in Handlungsfeldern wie der Familie, der Schule, dem Sport, der Politik und dem Militär und sehr entscheidend über Massenmedien – lauter gesellschaftliche Subsysteme, die durch Machtbeziehungen geprägt sind. Auf Dauer gestellte Machtbeziehungen manifestieren sich als soziokulturelle Hegemonie. Sie wird oft zur Grundlage von politischer Herrschaft.

"Auf Dauer gestellte Machtbeziehungen manifestieren sich als soziokulturelle Hegemonie"

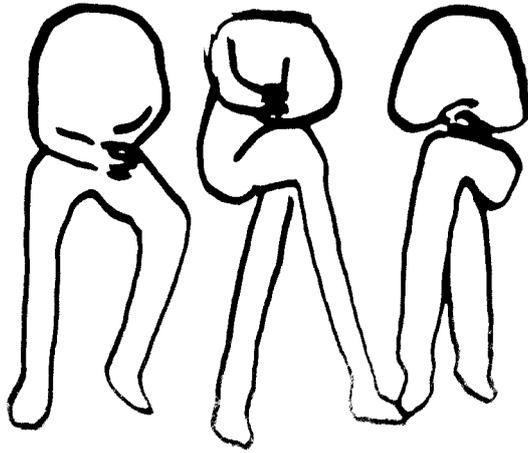
Die Beziehungen zwischen den Geschlechtern sind schon oft als Beziehungen der Hegemonie und Herrschaft angesehen worden, z. B. dort, wo patriarchale Gesellschaftsverhältnisse beschrieben wurden. Derartige Beziehungen beruhen, historisch betrachtet, fast immer auf Männerherrschaft (das Wort ist ein Pleonasmus, weil sich "Herrschaft" etymologisch von "Herr" ableitet). Dass diese Beziehungen anfechtbar sind, zeigt sich im politischen Kampf um mehr Gleichberechtigung und Demokratie. Was in diesem Kampf lange Zeit hegemonial vorausgesetzt war, das ist die Binarität der Geschlechter, also die Annahme, dass jeder Mensch entweder der Kategorie "Frau" oder der Kategorie "Mann" zugewiesen werden könne. Queer- und Transgender-Theorien greifen die gesellschaftliche Präsupposition eines Zweigeschlechterdispositivs an. Dieses Dispositiv ist als spezifischer Komplex von Diskurs, Wissen, Macht und Subjektivierung organisiert. Es zielt auf die soziale Produktion und Reproduktion von möglichst strikter Zweigeschlechtlichkeit und operiert mit den von Foucault her bekannten Machttypen der Disziplinar-, Pastoral- und Biomacht sowie Gouvernamentalität.

Linguistische Theorien zum Zusammenhang von Sprache, Macht und Geschlecht

Zentrales Mittel dieser Machttypen ist die Sprache einschliesslich Körpersprache (Mimik, Gestik, Augenkommunikation, Körperhaltung, räumliches Nähe- und Distanzverhalten), und zwar in Verbindung mit anderen Zeichensystemen, darunter der Kleidung und der Architektur. Welche Rolle verbale und nonverbale Sprache bei der Prägung von Geschlecht und

Etablierung von Machtasymmetrien zwischen Geschlechtern spielt, ist Gegenstand der Soziolinguistik und Diskursanalyse. Unterschiedliche Theorien über den Zusammenhang von Sprache

und Geschlecht wurden seit den 1970er Jahren in der Linguistik formuliert, seit über das Verhältnis von biologischem, soziokulturellem und grammatikalischem Geschlecht geforscht wird. Manche Ansätze sind stark machtzentriert, andere tendenziell machtvorgessen. Viele ruhen noch auf der unhinterfragten Annahme, dass die Kategorie des Geschlechts strikt bipolar nach Frau und Mann organisiert sei. Dies hat nicht zuletzt mit dem radikal binären Denken zu tun, durch das sich strukturalistische Sprachwissenschaft seit Ferdinand de Saussure auszeichnet.



Robin Lakoff (1975) und Mary Richtigie Key (1975) unterscheiden auf der Basis von Introspektion zwischen "geschlechtsspezifischem" Sprachverhalten von Frauen und Männern. Sie bestimmen "weibliche Sprache" gegenüber "männlicher Sprache" als defizitär und kennzeichnen sie als machtlos, wobei sie diese Charakteristik als Spiegelung der generellen Machtverteilung zwischen Frauen und Männern in der Gesellschaft interpretieren. Aus ihrer These leiten sie die Forderung ab, Frauen mögen sich in das "männliche Sprachspiel" einüben, um mehr Gleichberechtigung zu erreichen. Diese Defizithypothese wird schon bald in Zweifel gezogen, von Vertreter_innen einer Differenzhypothese. Diese gehen ebenfalls von klaren Unterschieden im Sprachverhalten von Frauen und Männern aus, teilen die negative Bewertung des einen oder anderen "Genderlekts" aber nicht, sondern stellen beide "Sprachspiele" als gleichberechtigt gegenüber.

Die These der kulturellen Unterschiede zwischen Frauen und Männern

Die Differenzhypothese wird u. a. von Daniel Maltz und Ruth Borker (1982) vertreten. Sie interpretieren das Gesprächsverhalten von Frauen und Männern in zwischengeschlechtlichen Gesprächen als interkulturelle Kommunikation. Sie gehen davon aus, dass Mädchen und Jungen in verschiedenen sprachlichen Subkulturen aufwachsen, wo sie geschlechtsspezifisch ausgeprägte Identitäten und Regeln des Sprechens erwerben, die in der geschlechterübergreifenden Kommunikation zu Verständigungsproblemen führen. Als Orte der geschlechtsspezifischen Sprachsozialisation würden die Peergroups unterschiedliche Prinzipien der Diskursgestaltung vermitteln. Mädchen würden lernen, Beziehungen kooperativ über Nähe und Gleichheit zu organisieren, andere höflich und indirekt zu kritisieren und das Reden der Anderen einfühlend zu interpretieren. Jungen würden in ihrer "Welt" dagegen lernen, die eigene Dominanzposition zu wahren, ein Publikum (durch Witze, Geschichten) zu gewinnen und sich selbst einzubringen, wenn andere das Wort haben (was zu Unterbrechungen führe). Gegen diese These der kulturellen Unterschiede zwischen Frauen und Männern wurde zu Recht eingewandt, dass sie den Status quo rechtfertige,

"Spiegelung der generellen Machtverteilung zwischen Frauen und Männern in der Gesellschaft"

weil sie Differenzen im männlichen und weiblichen Sprachverhalten auf Stilunterschiede reduziere und der asymmetrischen Machtverteilung zwischen Frauen und Männern in vielen sozialen Domänen zu geringe Bedeutung beimesse. Mehr noch als auf Maltz und Borker trifft diese Kritik auf Deborah Tannens Spielart der interkulturellen These zu. Sie betont die prinzipielle Inkommensurabilität der geschlechtsspezifischen Sprachspiele (Tannen 1990, 129) und schreibt dabei Verhaltensunterschiede zwischen Männern und Frauen als essentielle fest.

Die These der sozialen Machtdifferenzen zwischen Frauen und Männern

Feministinnen wie Nancy Henley, Cheris Kramarae und Senta Trömel-Plötz (1991, 1997) lehnen die These der kulturellen Unterschiede ab. Sie fokussieren auf die ungleiche gesellschaftliche Machtverteilung zwischen Frauen und Männern und sehen diese in gemischtgeschlechtlichen Gesprächssituationen ständig aktualisiert, auch körpersprachlich, wenn Männer mehr Raum als Frauen einnehmen oder wenn sie Frauen häufiger berühren und anblicken als umgekehrt (Henley 1989). Dieser These nach reproduziere und spiegle der Sprachgebrauch in mikrosozialen Interaktionen die gesellschaftliche Ordnung des makrosozialen Bereichs, und das gelte es zu ändern. Um Geschlechtersymmetrie herzustellen, sei ein Verständnis des männlichen Gesprächsstils, wie es Tannen vorschwebt, bedenklich, da es politisch naiv und rückschrittlich sei.

Für Ulrike Grässel (1991) ist die These der sozialen Machtdifferenzen – in ihrer Frühform – zu undifferenziert (Grässel 1991, 130-135). Erstens sei das Macht-konzept verkürzt, falle es manchmal mit dem Begriff der "Dominanz" ineins und werde Männern "gleichsam qua Geschlecht" Macht und Frauen Ohnmacht zugeschrieben. Zweitens bleibe der Statusbegriff (Geschlechtsstatus, sozialer Status, Gesprächsstatus) im Verhältnis zum Machtbegriff oft ungeklärt. Drittens werde manchmal nicht klar zwischen Unterbrechungen, Unterbrechungsversuchen und gleichzeitigem Sprechen unterschieden, würden Unterbrechungen pauschal mit Dominanz gleichgesetzt (Grässel 1991, 38-49).

Eine vermittelnde Position nehmen Susanne Günthner und Helga Kotthoff (1991) ein. Auf die Ergebnisse zahl-

reicher empirischer Studien gestützt, halten sie fest, dass Frauen und Männer nicht jeweils einen einzigen Sprachstil miteinander teilen, sondern dass es viele weibliche und männliche (Sprech-)Subkulturen gebe. Sie weisen darauf hin, dass niemand permanent einen bestimmten Genderlekt spreche und dass Geschlecht ein relevanter Parameter unter anderen wie z. B. Alter, Bildung, soziale Schicht, ethnische Zugehörigkeit und sozioökonomischer Status sei, die allesamt das Gesprächsverhalten einer Person in einer Interaktion beeinflussen (Günther/Kotthoff 1991, 37f.).

Doing und Undoing Gender

In den 1990er Jahren setzt sich die Theorie des "Doing Gender" (z. B. West/Zimmermann 1989; Eckert, McConnell-Ginet 1992) durch. Sie beruht auf der ethnomethodologisch, soziolinguistisch und pragmatisch inspirierten These, dass sich Geschlecht primär erst in der sozialen Interaktion konstituiert. Untersucht wird nun die performative Herstellung von Gender. Es geht nicht mehr um die Frage nach geschlechtsspezifischem Sprachverhalten, sondern um kontextabhängige geschlechtstypische und geschlechtsstereotype Stilisierungen von Körper und Sprachgebrauch. Dabei richtet sich das Augenmerk zunehmend auch auf Transsexuelle und Transgender, die ihre Geschlechtsidentitäten in Mikrointeraktionen (körper)sprachlich hervorbringen. Immer wichtiger wird die Frage, inwieweit wir über unsere Geschlechtszuschreibungen performativ verfügen und unsere Habitualisierungen von Geschlechtsinszenierungen verändern bzw. wechseln können. In diesem Zusammenhang wird bald auch festgestellt, dass Geschlechterdifferenz immer wieder auch aufgehoben, neutralisiert und eingeebnet werden kann, im dekonstruktivistischen Sinne des "undoing gender" (Butler 2004). Die Debatte über den Zusammenhang von Sprache, Macht und Geschlecht entwickelt sich so in eine Richtung, die sozialen Akteur_innen im Umgang mit Geschlechterkategorien – jedenfalls in offenen demokratischen Gesellschaften – tendenziell mehr Definitions- und Handlungsmacht einräumt als früher, mehr Flexibilität und Vielfalt zugesteht und sich von der strukturalistischen Binäropposition zwischen den Geschlechtern immer weiter entfernt.

LITERATUR

- Butler, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991.
- Butler, Judith: Undoing Gender. New York: Routledge 2004.
- Eckert, Penelope/McConnell-Ginet, Sally: Think practically and look locally: Language and gender as community-based practice, in: Annual Review of Anthropology, 21 Jg., 1992, S. 461-490.
- Grässel, Ulrike: Sprachverhalten und Geschlecht. Pfaffenweiler: Centaurus Verlagsgesellschaft 1991.
- Günthner, Susanne/Kotthoff, Helga: Von fremden Stimmen: Weibliche und männliche Sprache im Kulturvergleich, in: Günthner, Susanne/Kotthoff Helga (Hg.): Von fremden Stimmen, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991, S. 7-52.
- Henley, Nancy M.: Körperstrategien. Geschlecht, Macht und nonverbale Kommunikation. Frankfurt am Main: Fischer 1989.
- Key, Mary Ritchie: Male/Female Language. Metuchen, N.J.: The Scarecrow Press 1975.
- Lakoff, Robin: Language and Women's Place. New York: Harper & Row 1975.
- Maltz, Daniel/Borker, Ruth: A cultural approach to male-female miscommunication, in: Gumperz, John J. (Hg.): Language and social identity. Cambridge: Cambridge University Press 1982, S. 195-217.
- Popitz, Heinrich: Phänomen der Macht. Tübingen: Mohr 1992.
- Tannen, Deborah: You Just Don't Understand. Women and Men in Conversation. New York: William Morrow and Company 1990.
- Trömel-Plötz, Senta: Review essay: Selling the apolitical (Review of Deborah Tannen's You Just Don't Understand), in: Discourse & Society, 2, 1991, S. 489-502.
- Trömel-Plötz, Senta (Hg.): Gewalt durch Sprache. Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen. Frankfurt am Main: Fischer 1997.
- Weber, Max: Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen: Mohr 1980.
- West, Candace/Zimmerman, Don: Doing Gender, in: Gender & Society, 1. Jg, 1989, 2, S. 125-151.

*Prof. Dr. Martin Reisigl ist Assistenz-Professor für Soziolinguistik am Institut für Germanistik sowie am Center for the Study of Language and Society (CSLS) und Mitglied der Kommission für die Gleichstellung von Frauen und Männern der Universität Bern.

